

## **Weihnachtspredigt 2023**

Liebe Schwestern und Brüder!

Der Blick in die Zeitung, die täglichen Nachrichten: Mit voller Wucht begegnen uns unzählige Konflikte und Spannungen auf der ganzen Welt – oder auch hierzulande. Und dieses Jahr ist Krieg sogar im Heiligen Land! Da ist manch einem Mitmenschen und vielleicht auch uns selbst momentan gar nicht nach Weihnachten und der Botschaft vom „Frieden auf Erden“ zumute. Da kommen uns die eigentlich so vertrauten guten Wünsche zum Weihnachtsfest manchmal so schal vor, diese frommen Zitate wirken so unecht.

„Der Stern von Bethlehem ist ein Stern in dunkler Nacht – auch heute noch!“ Das wäre so ein Zitat, formuliert von der hl. Edith Stein: vielleicht einer der bekanntesten christlichen Gedanken zu Weihnachten auf Spruchkarten und Kalenderblättern. Ich selbst habe solche Edith-Stein-Weihnachtskarten schon zimal verschickt. Und manchmal liest man dort einen Kommentar, etwa dass uns hier ein „tröstliches Bild“ geschenkt werde oder eine „ermutigende Verheißung“ – nach dem Motto: Je dunkler die Nacht, desto schöner leuchtet der kleinste Stern.

„Der Stern von Bethlehem ist ein Stern in dunkler Nacht – auch heute noch!“ Ich war ehrlich gesagt betroffen, als ich im Laufe dieses Jahres erfahren habe, dass Edith Stein diesen Satz eigentlich *anders* gemeint hat, eben *nicht* in diesem fröhlich-optimistischen Sinne. Ich war am 9. August, dem Gedenktag der hl. Edith Stein, mit dem Auto unterwegs nach Echt in Holland. Hier hat die Konvertitin und Karmelitin die letzten dreieinhalb Jahre ihres Lebens verbracht, bevor sie 1942 als gebürtige Jüdin nach Auschwitz deportiert wurde. Unterwegs, während meiner Fahrt, lauschte ich zur Einstimmung – auch wenn es jahreszeitlich nicht so ganz passte – dem Hörbuch „Das Weihnachtsgeheimnis“, ein Text von Edith Stein aus dem Jahr 1931. Und in diesem Text kommt das besagte Zitat über den Stern von Bethlehem vor. Aber sowohl die Stimmlage des

Sprechers als auch der ganze Kontext dieses Zitates in seinen umliegenden Sätzen sind eindeutig – nämlich alles andere als so fröhlich-optimistisch wie auf Weihnachtskarten, sondern eher nachdenklich-desillusioniert.

Denn da heißt es, dass sich der Mensch zwar nach dem „Weihnachtsglück“ sehnt ... – „aber noch sind Himmel und Erde *nicht* eins geworden. Der Stern von Bethlehem ist ein Stern in dunkler Nacht, auch heute noch. Schon am zweiten Tag legt die Kirche die weißen Festgewänder ab und kleidet sich in die Farbe des Blutes.“ Stephanus und die unschuldigen Kinder von Bethlehem (am 26. bzw. 28. Dezember) ständen ja quasi auch an der Krippe. „In den Lichtglanz, der von der Krippe ausgeht, fällt der Schatten des Kreuzes“, sagt Edith Stein in fast düsteren Worten.

Edith Stein fragt sich, wie weit „Bethlehem“ die Welt wirklich hell gemacht hat. Denn der Stern ist ja *noch immer umhüllt* von der dunklen Nacht, von der totalen Desorientierung. Mit der „dunklen Nacht“ meint Edith Stein die ganze Übermacht der offenen Abwehr und des heimlichen Widerstands gegen die Botschaft der Heiligen Nacht; all die Gedankenlosigkeit und Unempfindsamkeit dieser Welt; auch unter den Gutmütigen und Frommen (die gern jeden Unsinn mitmachen, den die Umgebung so vormacht); all die äußeren Widersacher und inneren Gegner, von denen die Geburt Jesu umgeben ist: Und diese „dunkle Nacht“ ist heute noch genauso, findet Edith Stein. „Der Stern von Bethlehem ist ein Stern in dunkler Nacht – auch heute noch!“

Edith Stein war keineswegs in einer depressiven Phase, aber sie war eine tief empfindsame Denkerin. Edith Stein war nicht irgendwer. In Merfeld ist nach ihr eine Straße benannt; in Münster gibt es (ganz in der Nähe vom „Antiquariat Wilsberg“) eine bronzene Skulptur zu ihrem Andenken; Papst Johannes Paul II. hat Edith Stein zur „Patronin Europas“ ernannt. Und an Edith Stein spüren wir: Die gelebte Gemeinschaft mit den Heiligen kann uns helfen, dass auch unser Glaube reif und echt wird – statt im Kinderglauben

stecken zu bleiben oder sich mit nostalgischen Bräuchen zu begnügen. Denn „Weihnachten“ meint ja nicht eine heile Welt und Kalendersprüche; sondern „Weihnachten“ meint, dass sich Gott eben auf eine Welt einlässt, die ihre Grenzen und Dunkelheiten hat, die auch Gewalt und Ignoranz kennt.

Und doch: Auch Kinderglaube und nostalgische Bräuche können ein Fingerzeig sein! Vor zehn Tagen, am Freitag vor dem 3. Advent, fand in der Viktorkirche ein Kindersingspiel statt, vorgeführt von Vorschul- und Grundschulkindern, nur etwa eine halbe Stunde. Fleißig eingeübt und wunderbar aufgeführt – und doch ganz einfach, auch die Botschaft. Da ist ein kleiner Stern, der kann plötzlich nicht mehr leuchten. Er strampelt sich ab, aber er bleibt dunkel. Da erklärt ihm der Ober-Stern Dr. Orion, dass ein Stern nur dann strahlt, wenn er Zeuge einer glücklichen Situation wird – und er dieses Glück dann als Licht reflektiert. Also macht sich der kleine Stern auf die Suche und entdeckt Bethlehem, wo er sieht, wie glücklich dort alle sind: Maria und Josef, die Engel, die Hirten. Und prompt fängt der kleine Stern an, hell zu leuchten.

Das Glück und die Freude bringen den kleinen Stern dazu, wieder zu strahlen. Oder – wie die große Heilige und Philosophin Edith Stein es formuliert: „Freude ist ein Zeichen, dass man dem Licht nahe ist.“

„Ich verkünde euch eine große Freude“, ruft der Engel in der Heiligen Nacht den Hirten zu. „Heute ist euch der Heiland geboren!“ Ja, es ist wahr: Die Freude muss *verkündet* werden, die Freude muss bewusst *mitgeteilt* und aktiv *weitergesagt* werden. Weihnachten ist nicht nur vertraute Erinnerung an „damals“, sondern freudiges Statement *für heute*: Auf diese so widersprüchliche und so verwundete Welt lässt unser Gott sich ein, indem er ein Mensch wird; für eine *solche* Welt und für *diese* Menschheit engagiert sich Gott! Daran werden wir an Weihnachten erinnert: Damit auch wir uns nicht von dieser Welt *abwenden*, sondern uns immer neu auf sie *einlassen* – nicht zuletzt durch die Art und Weise, wie wir mit schlechten

Nachrichten umgehen; wie wir übereinander denken; wie wir voneinander sprechen. Sich *einlassen*, nicht abwenden!

In diesen Tagen brachte die „Tagesschau“ ein bemerkenswertes Interview mit dem Lateinischen Patriarchen für das Heilige Land. Und da wurde Kardinal Pizzaballa gefragt, ob er dieses Jahr an Weihnachten noch Hoffnung habe. Und er sagte, er sei kein Optimist, aber er habe Hoffnung:

„Ja, man muss Hoffnung haben. Ich glaube nicht, dass sich die Dinge so schnell verbessern. Hoffnung bedeutet, daran zu glauben, dass es noch Raum dafür gibt, den Menschen Gutes zu wünschen und Freundschaft zu stiften. Das ist immer noch möglich. Auch hier und trotz allem!“

Eine solche Haltung – wie spüren es – ist mehr als nur das Ergebnis eines momentanen Reflexes oder einer spontanen Emotion. Denn „Weihnachten“ *für sich genommen* bleibt „mickrig“. Der Stern von Bethlehem *für sich genommen* wirkt chancenlos. Und daher dürfen, daher *müssen* wir erst recht uns klar machen: Über den momentanen Reflex hinaus, über das spontane Entzücken über das Kind in der Krippe hinaus gelangt der Mensch erst zu einem reifen und „nachhaltigen“ Staunen, wenn er in der Heiligen Nacht *erst den Anfang* erblickt (und nicht schon „alles“) – und er sich im Laufe des Jahres, im Laufe des Kirchenjahres mit all den vielen Themen und Motiven, Zeichen und Bräuchen nach und nach auf den „ganzen“ Jesus einlässt.

Wir sollen, so sagt Edith Stein, im Laufe des Jahres und somit im Laufe unseres Lebens selbst auch „zum erwachsenen Jesus heranreifen“, d.h. sein *ganzes* Leben betrachten und bedenken. Denn seine Wehrlosigkeit, seine Hingabe, seine Wehrlosigkeit, seine Armseligkeit – all das ist nicht nur der rührende Moment von Bethlehem, sondern die Haltung Jesu sein Leben lang, *bis zuletzt*. Die Krippe verweist schon aufs Kreuz, Bethlehem schon auf Golgatha. Und deshalb vollzieht sich „Bethlehem“ immer auch dort, wo Menschen zusammenkommen, um *Eucharistie* zu feiern – so wie wir hier und jetzt, so wie auch in diesem Jahr die

Christen in Bethlehem im Westjordanland. Am Kreuz vollendet sich die Menschwerdung Jesu; in der Eucharistie nähern wir uns dem sich verschenkenden Herrn in seiner verborgenen und unscheinbaren Gestalt – nicht ganz unähnlich wie am Anfang die Hirten in der Heiligen Nacht oder die Weisen aus dem Morgenland.

Weihnachten lädt uns alle Jahre wieder ein, unseren Gott *neu zu entdecken*. Wo wir Gottesdienst feiern, ziehen wir mit den Mühseligen und Beladenen, mit den Frohen und Dankbaren zur Krippe – und weiter. Wir werden angeleitet, unsere Bitten und unseren Dank neu Gott hinzuhalten. Wenn wir Sonntag für Sonntag die Eucharistie feiern, wird der ewige Trott der Sorge, die Routine der Finsternis, die Droge des Selbstmitleids unterbrochen: Da strahlt der Stern dann wieder auf, der uns einen Lichtblick schenkt – auch in dieser Zeit. Jener Stern, der zwar nicht die ganze Welt auf Knopfdruck hell macht, aber unsere eigene Navigation wieder ins Lot bringt und uns hilft, wirklich Zuversicht und Dank zu empfinden. Denn das meint „Eucharistie“ dem Wort nach ja. Und umgekehrt: Wo Christen nicht mehr Eucharistie feiern, sind sie sehr gefährdet, undankbar und missmutig zu werden.

„Freude ist ein Zeichen, dass man dem Licht nahe ist“, sagt Edith Stein. Wir müssen uns Freude nicht *einreden* – wir sollten sie uns aber auch nicht *ausreden* lassen. Wir sollen die bleibende Dunkelheit dieser Welt nicht ignorieren – sollten sie aber auch nicht in uns hineinfressen. Wir sollten die finstere Nacht nicht bagatellisieren – müssen sie aber auch nicht fürchten. Bei allem, was diese Welt noch immer kalt und abweisend macht: Für uns ist heute der Stern wirklich da – der uns zur Krippe hinführt, zum Wunder von Bethlehem. Der uns einlädt, die Freundschaft – die „Kommunion“ – anzunehmen, die uns Gott anbietet, indem er ein menschliches Antlitz annimmt, das Antlitz eines Kindes.

Amen.